

# **BÜCHER ÜBER DEN ISLAM**

Andreas Jacobs

## **Islam erlesen**

**Reisen, Reflexionen und Begegnungen im Orient**

An Einführendem oder Hintergründigem zu Politik und Gesellschaft im islamischen Raum besteht kein Mangel. Wer in diesen Tagen den Buchhandel durchstreift, wird in der Regel schnell fündig. Immer mehr zum Thema Islam wird von einer wachsenden Zahl tatsächlicher oder vermeintlicher Orient-Experten in immer kürzeren Abständen auf den Markt gebracht. Abnehmer findet es allemal. Allein dies kann als Hinweis für eine Entwicklung genommen werden, die das „Wie hältst Du's mit dem Islam?“ zur Gretchenfrage der Gegenwart gemacht zu haben scheint. Dabei offenbart der schnelle Blick auf das Angebotene, dass die Antworten von blindem Apologetentum und intellektueller Überheblichkeit auf der einen bis zum bornierten Chauvinismus auf der anderen Seite reichen. Beides scheint beim Islam-Thema weniger unverzeihlich als anderswo.

Im Lager der Islam-Apologen ist in der Regel das Lamento polyglotter Feingeister beheimatet. Unaufgeklärte Pauschalisierungen und kulturelle Besserwisserei zu bemängeln mag ein Stück weit in Ordnung gehen. Zum Ärgernis wird es dann, wenn berechtigte Fragen mit dem Verweis auf eine vorgeblich reflexartige Suche „des Westens“ nach neuen Feindbildern erklärt wird. Verschwörungstheorien sind hier ebenso schnell bei der Hand wie die Versatzstücke eines antiwestlichen und antiamerikanischen Opferdiskurses. Auf verbreitete Sorgen und Ängste mit Islam-Apologie zu antworten ist aber

nicht nur überheblich, es ist auch dumm, weil es nicht zum Abbau dessen beiträgt, was in der Regel zu Recht bemängelt wird: Missverständnisse und man gelnde Information.

Der Blick auf das extreme Gegenteil ist noch weit aus weniger erfreulich. Hier findet sich das kleine, aber gerade auch deshalb immer frecher auftretende Häuflein der trotzigen Kämpfer des „Kontra-Islam“. Aus ihren Reihen wird in der Regel das auszusprechen beansprucht, was vielen längst zu wissen unter stellt wird. Ihr Blick auf einen monolithischen Islam zeigt eine miesepetige Versagerkultur, die ihre politische, intellektuelle und ökonomische Rückständigkeit durch wildes Um-sich-Schlagen zu kompensieren suche. Belege sind da rasch gefunden: Einige aus dem Zusammenhang gerissene Koranzitate, ge paart mit dezidiert fundamentalistischen Auslegungen und Praktiken des Islam, vermengt mit Versatz stücken, vermeintlich exemplarischen Fällen aus der islamischen Geschichte. Das Ergebnis ist eine wenig erbauliche Melange. Der Islam wird zum wüsten Panoptikum einer unverbesserlichen Kultur der Ewiggestrigen.

Zwischen beiden Extremen gibt es eine Menge Sinnvolles und Lesenswertes. Wozu aber greifen auf der Suche nach Erkenntnis und Information über ein Thema, das eigentlich viel zu breit und vielschichtig ist, um nur eines zu sein? Der einzige Weg ist wohl das eigene Sich-Herantasten. Das ist nicht das Herumkritteln an einer Frage, vor deren Antwort man sich drücken will. Es ist vielmehr der Abschied von einer Fiktion des Islam als eines homogenen kulturell-religiösen Gesamtgebäudes. Dass der Islam multiple Identitäten und konkurrierende Normensysteme hat, macht den Zugang nicht leichter. Notwendig sind deshalb verschiedene Zugänge, Hinter türen und Seiteneinstiege. Hier sind drei Beispiele für solche Seiteneinstiege.

Das neueste Buch des deutsch-iranischen Islam wissenschaftlers und Autors Navid Kermani hinter lässt vor allem Ratlosigkeit. Schon der Titel irritiert. Natürlich ist der Orient, den Kermani zwischen 1995 und 2002 bereiste und in seinen Reportagen be schreibt, weder schön noch ist er neu. Neu ist allen falls die Sichtweise, mit der der Leser durch Städte wie Kairo, Karatschi, Jakarta, Jerusalem und Isfahan

■ Navid Kermani, *Schöner neuer Orient. Berichte von Städten und Kriegen*, C.H. Beck, München 2003.

sowie über Kriegsschauplätze wie Tadschikistan, die Westprovinz Indonesiens und den Nahen Osten geführt wird. Schön – bei aller Ernsthaftigkeit des Themas – könnte man die Art und Weise nennen, wie dies geschieht. Es sind vor allem Kermanis sprachliches Können, seine Fähigkeit, über Menschen und Schicksale, über Beiläufiges und Epochales zu berichten und das alles mit kurzen historischen Rückblicken zu mischen, die dieses Buch hervorheben. Kermanis Buch ist kein Werk über den Islam oder den Orient, es ist ein Buch gegen die Vorstellung, es gäbe so etwas wie „den Islam“ oder „den Orient“. Statt dessen geht es um Staatszerfall und politisierte Religion, um Globalisierung und Angst, um Armut und Hoffnung. Vor allem aber geht es um Menschen. Kermani trifft auf Politiker, Religionsführer, Studenten, Volksmusiker, Stadtplaner, Dichter, Entwicklungshelfer, jüdische Siedler, Sufis, Händler, Bettler, Flüchtlinge. Er erzählt ihre Schicksale und inszeniert ihre Geschichten.

So entfaltet sich die ägyptische Hauptstadt Kairo als Mikrokosmos postmoderner Urbanität. Persönliche Begegnungen und Alltagsbeobachtungen verbindet Kermani zu fast absurdem Skizzieren aus dem gegenwärtigen islamisierten Alltag, die komisch wären, wären sie nicht zum Heulen. Politiker, der Großscheich der Azhar-Universität, der Studienfreund Bassis, dem mittlerweile Bart und islamistische Gesinnung gewachsen sind, kreuzen seinen Weg, bevor sich Kermani schließlich zur oberägyptischen Volksmusik flüchtet. Zwischen Fortschrittsskepsis und Nostalgiekritik liest man dann von einem Musiker, der mit der gelassenen Arroganz eines Chet Baker sein Publikum derart zum Kochen bringt, dass selbst die anwesenden Christen in einen Refrain einstimmen, der zufällig das islamische Glaubensbekenntnis ist.

Karatschi bietet weniger Pittoreskes, dafür umso mehr Unerwartetes. Eine Stadt wie das Los Angeles des „Blade Runner“: dunkel, wüst, international und orientalisch. Die pakistanische Metropole lebt als sich selbst organisierende Ameisenkolonie. Alles wird privat oder irgendwie sonst bewerkstelligt: Nahverkehr, Müllabfuhr, Gesundheit, Bildung, Wasser, das Überleben sowieso. Die öffentliche Verwaltung hat hier längst das Handtuch geworfen. Staatlichkeit funktioniert nicht mehr, aber Karatschi funktioniert.

Bei alledem tappt Kermani nicht in die Falle, das liebenswerte Chaos entdecken zu wollen. Karatschi ist für ihn die Vision einer Welt, die nicht sein soll: Gewalt, Heroin, die Ghettoisierung der Reichen und in den Hütten permanenter Kleinkrieg, Apathie und wieder Gewalt. Zynismus klingt durch bei dem Hinweis, dass Pakistan ja eigentlich ein Musterland der Moderne ist. Ein Gemeinwesen, das auf dem Glauben an eine Idee gründet. Aber Ideen genügen nicht, um Identitäten zu schaffen. Und so bleibt Pakistan ein Konstrukt wie so viele andere ehemalige Kolonien. Ausgerechnet jener Staat, der nicht auf Ethnie, Sprache oder Tradition gründen sollte, sondern auf einem gemeinsamen Willensakt, ist zum Selbstbedienungsladen seiner Angehörigen geworden, zu einer ganz unheiligen Kuh, die nach Belieben ausgeschlachtet wird. Staatsbürgerkunde ist hier ein Fremdwort. Solidarität ist es nicht, sie findet nur anderswo statt: im Viertel, in der Familie, im Clan.

Auch in Tadschikistan trifft Kermani auf diese Loyalitäten. Mit dem ethnischen Faktor alleine aber den im Westen kaum beachteten Bürgerkrieg erklären zu wollen wäre zu einfach. Der tadschikische Bürgerkrieg wird bei Kermani zu einem Paradebeispiel für einen jener „neuen Kriege“, die zunehmend das Weltgeschehen bestimmen und eher an ganz alte Kriege erinnern. Es sind kleine Kriege, geführt von Milizen und Warlords um Macht, Profit und Pöstchen. Was sich allmählich aus den Trümmern des Bürgerkrieges als neue Ordnung herausschält, ähnelt eigentlich der alten. Die Ansichten der Politiker haben sich ebenso schnell geändert wie ihr Aussehen. Wer eben noch mit Bart und langem Gewand das iranische Modell pries, kommt heute nicht selten mit Krawatte und Schnurrbart daher – weltliche Gesinnung inklusive. Da wirkt es fast beruhigend, dass die Hauptstadt des neuen Staates dabei ist, wieder die russische Provinz zu werden, die sie schon einmal war. Das geschundene Duschanbe gleicht der Kulisse eines Tschechow-Stückes; nur das Inventar passt nicht: Mafiosi, US-iranische Kulturimporte, Kalaschnikow-Kapitalismus und die Gedichte des Hafis. Tadschikistan ist noch keine Geschichte mit Happy End. Aber ein bisschen Hoffnung gibt es. Eigeninitiative blüht, die Vermittlung von Ideen und Wissen funktioniert, Hilfe von außen kommt an, manchmal zumindest.

Ein Gang durch die angeblich größte Shopping-Mall der Welt in dem mit Sicherheit größten islamischen Land der Welt führt zum nächsten Krieg, zu einem Krieg, den nun wirklich kaum noch jemand kennt: dem Bürgerkrieg in der indonesischen Westprovinz Aceh. Auch hier, ebenso wie in Israel und Palästina, überlässt Kermani das Urteil seinem Leser und tut lieber das, was er am besten kann: er erzählt Geschichten. Er begegnet tiefverschleierten Mädchen, die an einer Straßenkreuzung Blumen an die Autofahrer verteilen, um ein Zeichen gegen den Krieg zu setzen. Er lässt uns wissen, was ein Iraner, ein Araber, ein Rabbi und ein orthodoxer Jude zusammen während der Autofahrt durch Israel und Palästina machen (lachen natürlich). Er erklärt uns, wie arabische Männer mit ihren Kindern spielen. Oder er schildert, wie in Jerusalem jeder seinem Glauben nachgeht.

Ausklingen lässt Kermani seinen Gang durch den Orient beschaulich, im Iran nämlich. Dabei gibt er zunächst all denen Recht, die hier die wahren Fundamentalisten vermuten. Egal ob Juden, Christen, Muslime, Zoroastrier oder Baha'is, man lässt nicht mit sich diskutieren, wenn es um die Schönheit Isfahans geht. Tatsächlich ist das Leben im real existierenden Islamismus aber nur selten schön. Das hat nicht nur mit den Bausünden in den Metropolen Isfahan und Teheran zu tun. Drogen, Gewalt und Arbeitslosigkeit sind auch hier angekommen, ebenso wie Fast-Food, Rap-Musik, Skateboards und New Age. Wie überall tut sich eine Fülle von Lebensentwürfen auf, vielleicht nur mit dem Unterschied, dass die Trennung zwischen öffentlichem und privatem Raum im Iran noch stärker ausgeprägt ist als anderswo.

Die Fülle von Lebensentwürfen ist das eigentliche Thema dieses ungewöhnlichen Buches. Wenn Kermani Situationen und Menschen zu Deutungen verdichtet, die über die Person, das Land und die Region hinausgreifen, scheint allerdings Bitterkeit durch. So ist „Schöner neuer Orient“ zugleich ein gesellschaftspolitischer Kommentar zum 11. September und zum Irak-Konflikt. Das geht natürlich nicht ganz ohne Schelte des Westens. Die Menschen in Kermanis Orient werfen dem Westen nicht seine Werte vor, sie werfen ihm vor, dass er diese Werte ihnen gegenüber nicht vertritt. Natürlich ist es nicht so, dass die meis-

ten Iraner, Indonesier, Pakistani oder Ägypter danach streben, in möglichst willkürlichen Rechtssystemen, in undemokratischen Verhältnissen und ohne sozialen Ausgleich zu leben. Glücklicherweise weiß Kermani um die Komplexität der Probleme und verschont den Leser mit transkultureller Besserwisserei. Die muslimischen Gesellschaften sind nicht das bloße Opfer westlicher Ränke. Ein Großteil ihrer Probleme sind hausgemacht und selbst verschuldet. Eliten, ganze Gesellschaften, politische Systeme haben versagt. Die Kultur des Islam ist in der Krise.

Die Hoffnung liegt hier im Detail, im wichtigsten Detail, den Menschen. Die Menschen, denen Kermani begegnet, sind nicht, haben nicht, denken nicht und müssen nicht tun, was über sie gesagt wird. Sie sind die Protagonisten von Geschichten, nach deren Lektüre jeder Satz, der mit der Phrase „die Muslime sind...“ beginnt, zur Makulatur wird. Ebenso wie die Islamisten der Welt angehören, der sie den Rücken kehren, ist Kermanis Orient Teil und Spiegelbild des Westens und der gesamten sich globalisierenden Weltgesellschaft. Es gibt kein wir und sie, kein drinnen und draußen. Abschotten geht nicht und gilt nicht.

Es gilt auch nicht für den renommierten französischen Soziologen und Arabisten Gilles Kepel. Ebenso wie Kermani hat Kepel den Orient bereist und auch er hat seine Eindrücke zu einem lesenswerten Buch zusammengefasst. Entstanden ist dieses Buch in halben Wochen. Mittwochs und donnerstags hielt Kepel seine Vorlesungen am Pariser Institut d'Etudes Politiques, den anderen Teil verbrachte er im Orient. Das war im Herbst 2001. In jenem Herbst, in dem viele glaubten, dem 11. September werde eine weltpolitische Zeitenwende folgen und der bevorstehende Krieg gegen die Taliban sei ihre erste Wegmarke. Weltpolitisches aber interessiert Kepel in seinen Schilderungen von Vorträgen, Lehrveranstaltungen, Interviews und Begegnungen in Kairo, Beirut, Damaskus, den Golf-Emiraten, Israel und Palästina weniger. Ihm geht es um den Islamismus in der Bin Laden-Ära. Genau genommen geht es ihm um die Frage, ob seine alte und vielfach dargelegte These vom Niedergang des politischen Islam auch nach dem 11. September noch gilt.

Wie Kermani führt auch Kepel die erste Station seiner Reise nach Kairo und hier ins Café Hurriya. Das

■ Gilles Kepel, *Zwischen Kairo und Kabul. Eine Orient-Reise in Zeiten des Dschihad*, Piper, München/Zürich 2002.

ist verständlich, nicht nur weil „Hurriya“ Freiheit heisst, sondern weil diese Freiheit vor allem darin besteht, hier in Ruhe ein Bier trinken zu können. Davon halten Kepels islamistische Gesprächspartner mindestens ebenso wenig wie von Bin Laden. Er habe der islamischen Sache geschadet, das Ansehen der Muslime beschädigt. Die Studentinnen an der Kairoer Ain-Shams Universität sehen das anders. Hier wie so oft in der islamistischen Girlie-Szene wird der bärtige Massenmörder zum Robbie Williams-Äquivalent verklärt, zum wahren und einzigen arabischen Mann. Kepel ist erfahren genug, die Erhebung Bin Ladens zum Sexsymbol als vorübergehendes Zeitphänomen zu interpretieren. Aber die Erwiderung bleibt nicht aus. Gesellschaftspolitisches Stimmungsbarometer ist auch auf dem Campus die Zahl der Schleierträgerinnen. Die Verschleierten und die „Nackten“, wie die Islamisten sie nennen, tragen ihre Gegensätze auf engstem Raum aus. Nebenbei bringen sie sich gegenseitig zur Geltung, sind die Gegenpole, nicht des Kampfes der Kulturen, sondern eines Kampf um die Aneignung und Teilhabe an Kultur. Huntingtons Buch übrigens ist die wohl am meisten verbreitete Übersetzung eines westlichen Werkes. Gerade die Islamisten sind begeistert von seiner These, dass die Kulturen nicht miteinander können.

Fast wie zum Trotz verbringt Kepel in den Tagen nach dem 11. September viel Zeit auf Flughäfen und in Flugzeugen. Im Polizeibüro des Kairoer Airports hängt ein riesiges Bild, das New York bei Nacht zeigt – einschließlich des World Trade Centers. Bei Egypt Air werden Gebetsteppiche im Mittelgang ausgebrettet. Der Steward der Air France wird zum Muezzin und verkündet den Reisenden das Fastenbrechen. Im Flieger nach Dubai trifft Kepel schließlich eine junge Ägypterin. Man hat viele gemeinsame Bekannte in Kairo. Einer seiner ehemaligen Studenten machte ihr den Hof. Wahrscheinlich hat sie auch schon mit Kermani auf dem Dach des Virgin-Record Stores in Beirut gesessen und an einem Latte Macchiato ge nippt. Man kennt sich im globalisierten Orient.

Die Zeiten allerdings, als sich in Beirut die frankophonen Reichen und Schönen die Klinken der Bank- und Bartüren in die Hand gaben, sind unter den Trümmern des Bürgerkriegs begraben. Das alte Beirut und seine Amerikanische Universität passieren als

kleine Gelehrtenrepublik Revue. Hier entstanden in den sechziger und siebziger Jahren Neuentwürfe einer Mischwelt aus Nationalismus, Antiimperialismus und Sozialismus. Doch das hielt Menschen, die zuvor zusammen Sartre oder Fanon studiert haben mögen, nicht davon ab, sich wenig später gegenseitig zu massakrieren. Die Erinnerung hieran ist heute weit weg in einer neu entstehenden Stadt, die nicht nur Kepel an Tel Aviv erinnert. In jedem Fall geht in Beirut vieles längst wieder seinen levantinischen Gang. Selbst in den Schiiten-Vierteln, die fest in der Hand der Hisbollah sind, zeigen sich die meisten Libanesinnen unverschleiert und oft künstlich erblondet. Für die erfolgreiche Mutation der Hisbollah zu einer bourgeois Kraft spricht auch, dass Kepel hier auf wenig Zuneigung zu Bin Laden stößt, dem wahhabitisch gefärbten „vergänglichen Retter“ mit beschränkten Fähigkeiten. Selbst Khomeini findet in den Augen des einflussreichen schiitischen Rechtsgelehrten Fadlallah wenig Gnade. Ein Politiker sei er gewesen, vergänglich wie Nasser, Saddam Hussain und eben Bin Laden.

An die Vergänglichkeit von Politikern will man sich im nahen Damaskus nicht gewöhnen. Hier ist die Ikonographie der Macht noch intakt. An jeder zweiten Straßenecke vereinigen sich Porträts von Staatschef Baschar Asad mit dem Konterfei seines Vaters und des 1994 ums Leben gekommenen Bruders Basil. Egal, ob derartiges sich an die christliche oder die alewitische Dreifaltigkeit anlehnt – in Syrien hat man es aufgegeben, darüber nachzudenken. Auch Bin Laden bedient sich der Symbolik der Dreizahl. Beim katartischen Fernsehsender Al-Jazira hat Kepel ihn eingeraumt von dem Ägypter Al-Zawahiri und seinem Sprecher, einem kuwaitischen Fußballspieler, beobachtet. Für den Kenner Kepel ist dies eine klare symbolische Bezugnahme auf die Frühgeschichte des Islam.

Ansonsten bleibt das Buch lieber in der Moderne, bei Al-Jazira – dem Sender, der die arabische Welt verändert hat und von dem die Mächtigen nicht wissen, ob er sie mit Stolz erfüllen oder das Fürchten lehren soll. Nirgendwo sonst lässt sich so gut beobachten, wie der Islam längst in der Globalisierung angekommen ist. Live-Predigten, Talkshows mit Rechtsgelehrten – alles in modernster Machart. Auch für den

Islam gilt McLuhans Diktum: „The Medium is the Message“. Da ist es kein Wunder, dass Al-Jazira auch für viele im Westen längst ein Art gallisches Dorf in der von CNN und BBC beherrschten globalisierten Medienwelt geworden ist. Die bisherige westliche Dominanz ist allerdings zu einem Gutteil selbst verschuldet. Arabische Medien übertreffen sich häufig durch Niveaulosigkeit, Gleichklang und – so zumindest Kepel – unreflektierte Ignoranz. Letztere bekommt gerade nach dem 11. September der Westen zu spüren. Die Presse, Meinungsmacher und Intellektuelle hätten hier zur Hatz auf den Islam geblasen, eine Hexenjagd auf arabischstämmige Migranten in Europa fände statt. Kein Wunder, dass der Dialog der Kulturen auf einer Konferenz arabischer Intellektueller zur lächerlichen Phrase wird.

Der Sprung nach Dubai ist nicht weit. Schließlich hat das Golf-Emirat jene Rolle eingenommen, die Beirut früher für sich beanspruchte. Dubai (oder „Do Buy“, wie so ziemlich jeder Reiseführer witzelt) ist zur Einkaufsmeile einer Region geworden, die von Nordafrika nach Indien und tief in die ehemalige Sowjetunion reicht. Dubai ist das Venedig des 21. Jahrhunderts, in dem die alte Welt gleichzeitig noch in Ordnung ist. Ein World Trade Center gibt es und die Twin Towers – wahrscheinlich gebaut von der Bin Laden-Group. Es lebt sich gut hier mit dem Handel und mit möglichst wenig Politik. Politische Diskussion führt man da besser im benachbarten Abu Dhabi. Wie in Kairo sind sich die Studenten, mit denen Kepel diskutiert, weitgehend einig: Bin Laden ist cool! Die, die es anders sehen, schweigen und sind im Nachhinein leise entsetzt über die Einfalt der Kom-militonen. Universitäten am Golf erkennen Kepel daran, dass die Autos der Studenten größer sind als die der Professoren. Für ihn sind der Reichtum und das wenige, das zu tun ist, Teil des Problems. Das Afghanistan der Mudschaheddin und Taliban war eben auch eine Art Abenteuerspielplatz für unterbeschäftigte Wohlstandskinder. Gelangweilte Abkömmlinge der Mittelschicht aus den Golfstaaten vermischten sich hier mit Galgenvögeln aus Algerien und religiösen Eiferern aus Ägypten zu einer Truppe, die sich heute Al-Qaida oder anders nennt.

Schließlich kommt Kepel im Nahen Osten an, in Israel und Palästina, wo man meint, jeder Quadrat-

meter des heiligen Landes gehöre dem, der am lautesten schreit. Hier ist es die Hamas, die langsam in die Gesellschaft kriecht, indem sie weltanschaulichen Halt bietet, vor allem aber, indem sie ein hocheffizientes soziales Sicherungssystem etabliert hat. Der Weg zur Macht führt über die Köpfe, Herzen und Bäuche. Da fällt es schwer, an Kepels These vom Niedergang des Islamismus zu glauben. Zumindest bei den Graffiti in Gaza sind die Islamisten stramm auf dem Vormarsch. Laizistisch gesinnte Christen und Muslime haben es da immer schwerer und üben ihre Selbstbehauptung durch das Skandieren längst überholter kommunistischer Parolen. Über Arafat, den Kepel trifft, erfährt der Leser wenig, dafür aber hört er, dass Israel sich über das untreue Frankreich beklagt wie ein gehörnter Ehemann.

Kepel endet mit der Feststellung, dass die große Erhebung der muslimischen Welt auch nach dem 11. September ausgeblieben ist. Nirgendwo haben radikale Kräfte die Macht erobert oder sich erhoben. Das wundert ihn wenig. Für Kepel ist der Islamismus längst in der Sackgasse – er habe es nur noch nicht bemerkt. Es ist aber nicht diese These und was die Leute im Orient davon halten, was dieses Reisetagebuch lesenswert machen. Auf Kepels Wegen durch den Orient erfährt der Leser eine Menge über die Geschichte des Nahen Ostens. Der 11. September ist überall präsent in seinen Skizzen, denen der deutsche Verlag Kabul und den Dschihad in den Titel geschrieben hat. Beides kommt im Buch kaum vor, sieht aber gut aus auf den Büchertischen. Das ficht den Inhalt nicht an, wohl aber die leichte Hastigkeit und das gelegentliche Fehlen von Orientierung. Aber vielleicht ist das Kalkül in Zeiten, in denen alle Orientierungspunkte ins Wanken zu kommen scheinen, gerade im Orient.

Auch Abdelwahab Meddeb sucht nach Orientierung im Orient. Allerdings reist er dafür nicht durch den islamischen Raum, sondern durch die islamische Zeit- und Geistesgeschichte. Und weil die Geschichte um keine List verlegen ist, verlangt der gebürtige Tunesier, Hochschullehrer, Lyriker und Essayist, der natürlich in Frankreich lebt – sonst hätte er ein solches Buch kaum schreiben können – seinem Leser einiges ab. Man muss schon etwas Kenntnis der westlichen und islamischen Geistesgeschichte mitbringen,

■ Abdelwahab Meddeb,  
*Die Krankheit des Islam*,  
Wunderhorn, Heidelberg  
2002.

um bei Meddebs Ritt durch die Historie ost-westlicher Befindlichkeiten nicht aus dem Sattel zu fallen. Ibn Hanbal, Nietzsche, Averroes, Kant, Abu Nuwas, Ibn Taymiyya, Hobbes, Goethe, Hafis, Dante, Ibn Arabi, Camus und immer wieder Voltaire – es kann einem schwindelig werden bei soviel Geistesgröße. Dabei ist die These dieses auf Französisch geschriebenen Buches ebenso einfach wie provozierend: Der Islam sei von einer Krankheit befallen. Diese Krankheit heißt Dummheit, Ignoranz und Gewalt, oder eben Fundamentalismus, Islamismus und Integritismus. Die Idee hat er natürlich von Thomas Mann, der auf seiner Suche nach den Gründen für den Nationalsozialismus die deutsche Krankheit diagnostizierte. Zum Glück belässt er es bei dieser Anlehnung und liefert statt dessen eine fast poetische Genealogie des islamischen Fundamentalismus, die zielsicher nahezu alle Tabus ansteuert, um die jeder europäische Autor einen Riesenbogen gemacht hätte.

Die Ursachen für den modernen Islamismus liegen im Verlust von Selbstbewusstsein und Stolz, aber auch von Sinnlichkeit, Ästhetik, Schönheit, Poesie und Kultur. Ressentiment und Nihilismus sind an ihre Stelle getreten – und Dummheit. Eine Kluft hat sich aufgetan zwischen dem alten intelligenten und liebenswerten Islam und seinen heutigen politischen Aus- und Fehlformungen. An dieser Kluft lässt sich messen, wie groß die Entfernung zwischen dem Geist des Ressentiments ist, der das Andere vernichten will, und dem Geist des souveränen Subjekts, das dem Anderen in seiner Differenz zu begegnen wagt, um Wissen zu vertiefen und Vielfalt zu bewahren. Das mag allzu esoterisch klingen, wird aber verständlich, wenn man die poetischen Revolutionen im Islam kennt. Wie zum Beweis werden Verse angeführt, die Hunderte von Jahren alt sind, sich aber so modern lesen, als ob die Tinte, mit der sie geschrieben wurden, noch nicht trocken wäre. Und während man liest, fragt man sich unweigerlich, was vom einstigen Glanz zum heutigen Elend geführt hat.

Antworten liefert der Gang durch die Ahnengalerie des islamischen Fundamentalismus. Die beginnt diesmal bei Ibn Hanbal, um dann bei Ibn Taymiyya innezuhalten. Das war zu erwarten. An Ibn Taymiyya hat sich noch jeder Deuter des politischen Islam gerieben. Ausgestattet mit überragendem Arbeits-

eifer und ebensolcher Intelligenz wollte dieser jede noch so kleine Unebenheit aufspüren, die den Blick auf die reine Oberfläche der koranischen Offenbarung hätte stören können. Zu spüren bekamen das vor allem die Sufis mit ihrer Vorstellung, das Göttliche sei unmittelbar erfahrbar. Wie es sein konnte, dass gerade der Islam, der doch nicht eine Religion der Liebe, sondern des Gesetzes ist, die Mystik zu so hohen Blüten trieb, konnte auch Ibn Taymiyya nicht beantworten. Aber es war ihm ein Dorn im Glauben. Und so erfährt man nach einer persönlichen Begegnung aus dem Munde Ibn Batutas, des großen Reisenden aus Tanger, was von Ibn Taymiyya zu halten sei. Dass er nämlich – vorsichtig formuliert – einen Vogel habe. Ibn Taymiyya wird hier zum Agitator, zum Ideologen, der Volkes Stimme auf seiner Seite weiß, weil es für Vereinfachungen zu haben ist. Das war der Kampf der Kulturen in Reinform, im 14. Jahrhundert wohlgemerkt.

Den eigentlichen islamistischen Sündenfall der Moderne verortet Meddeb aber im späteren Saudi-Arabien. Hier predigte ein Abd al-Wahhab im 18. Jahrhundert ein Gemisch aus den Theorien von Ibn Hanbals und Ibn Taymiyyas, das bereits den Marquis de Sade zu wenig schmeichelhaften Kommentaren nötigte. Abd al-Wahhab kommt auch heute noch ziemlich schlecht weg: keine Originalität, dürftiges Talent, nicht ein Funken Geist. *Ein* Buch habe Abd al-Wahhab geschrieben, oder besser: mit Zitaten gefüllt. Dabei weiß doch selbst heute noch jeder Student: wer viel zitiert, hat wenig zu sagen. Die Mittelmäßigkeit von Abd al-Wahhab's Lehre und ihre Unredlichkeit wurden schon oft aufgedeckt. Bei Meddeb werden sie aus tiefster Seele beklagt. Auf der arabischen Halbinsel entstand eine primitiv-einfache Ideologie, die der bunten islamischen Vielfalt, der Kraft lokaler islamischer Kulturen in vielen Weltregionen mit Geld und Macht entgegentritt. Der Vergleich des wahhabitischen Arabien mit dem puritanischen Amerika verbietet sich, dennoch wird er zugelassen. Der Blick in die Beobachtungen Toquevilles und die Schriften Abd al-Wahhab's lässt den Eindruck aufkommen, hier seien zwei Länder über denselben Taufstein gehalten worden. Doch während in den USA die Religion zu Freiheit und Aufklärung geführt hat, wurde sie in Arabien verfälscht und schematisiert.

Der Weg zu Bin Laden und seiner Al-Qaida führt aber zunächst noch über Ägypten mit seiner im 19. Jahrhundert gescheiterten Modernisierung. Statt der Realität der Moderne rückte hier die Utopie von Medina ins Zentrum eines Systems, dass die Islamisten in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts zu rechtführten. Hassan Al-Banna, der Begründer der Muslimbruderschaft, war sich schon 1946 sicher: der Westen sei moralisch bankrott und werde an seinen eigenen Widersprüchen zugrunde gehen. Doch er sollte sich irren. Aus den Trümmern des Krieges entstand ein neues Europa, das seine Widersprüchlichkeiten positiv zu nutzen lernte. In Kairo sah das anders aus. Hier vereinigten sich die Nachteile der Metropole mit den Zwängen des Dorflebens. Das ägyptische Publikum verwechselt Schmierentheater mit Lebhaftigkeit und nimmt gerne an, wenn etwa die ägyptischen Fernsehprediger das Versagen der eigenen Gruppe auf vermeintliche Komplotten des Anderen zurückführen. Der Hass auf Israel wird da schnell und gerne geschürt, weil dessen Erfolge irritieren und das eigene Scheitern nur noch grandioser hervorheben. Aber selbst die Stimmen der Mäßigung sind nicht vor der Krankheit des Islam gefeit. Verschwörungen sind überall. Der Mossad ist an allem schuld, an Armut, Krieg, Unterdrückung und natürlich am 11. September.

Die islamischen Gesellschaften sind von einer lebensfrohen Tradition zu einer schamhaften Lebensweise voller Hass auf die Sinnlichkeit übergegangen. Nur wer prüde ist, verdient sozialen Respekt. Heuchler, Tartüffs und Frömmel haben längst die Oberhand. Wer anders denkt, der sagt es leise oder gar nicht. Der islamistische Diskurs ist dabei gespickt mit Spitzfindigkeiten und interpretatorischen Brachialakten, mit denen seine Wortführer die totale Herrschaft ihrer Religion über die Menschen begründen. Das islamistische Denken wird somit zur Negation des Lebens, zu einer abstrakten Vernunft, die zum Nihilismus verleitet, wenn sie nicht der Kontrolle durch die praktische Vernunft unterworfen ist. Aber den Islamismus stört das wenig. Er – und da würde Kepel wohl widersprechen – blüht auf den Trümmern gescheiterter Experimente weiter.

Seine abschreckendste Blüte trieb der Islamismus im grotesken Terrorregime der Taliban. Personifiziert

in Mullah Omar, gedieh dieses auf der Grundlage eines Wahhabismus, der die ägyptische Tradition radikalierte. Der Körper, der Geist, der Gegenstand, die Schönheit sollten vergessen gemacht werden. Das Kabul der Taliban erscheint als dümmliche Karikatur der Utopie vom neuen Medina. Das trifft Meddeb persönlich, war für ihn das Medina des Propheten doch ein Ort des Geistes, der Künste und der Sinnlichkeit, ein kleines Paris des frühmittelalterlichen Arabien. Da mag man über die Naivität hinwegsehen, zur Rettung der Buddha-Statuen von Bamiyan im Nachhinein ein militärisches Eingreifen zu fordern. So funktioniert Politik nicht. Aber für Meddeb sind die Zerstörung der Buddha-Statuen und der Türme des World-Trade-Center Szenen des gleichen Dramas. Bin Laden wird in diesem Drama zum Wahhabiten im Wahhabiten, zum Teil einer Dramaturgie der Verdoppelung, welche die Person aushölt und grundlegend in Frage stellt, um ihr einen radikaleren Doppelgänger vorzuführen, einen Priester der islamischen Adaption des Ritualmordes: krank, verbündet, pervertiert.

Doch bei der Suche nach Erklärungen für den Terror des 11. September ist Vorsicht angebracht, vor allem, wenn es um Theologisches geht. Paradiesglaube, Märtyrerkult, die *taqiyya* genannte Geheimhaltung des Glaubens werden gerne bemüht, um dem Besonderen zu dienen, um die kulturelle Differenz zu würdigen. Der Massenmord von New York und Washington erklärt sich aber nicht aus einer Kombination aus mittelalterlicher Geheimbündelei und dem Kult des Selbstopfers. Der ideologische Horizont des politischen Terrors, der etwa von der Assassinen-Sekte im Mittelalter verübt wurde, weist nicht die geringste Ähnlichkeit mit den Aktivitäten der Terroristen von Al-Qaida auf. Letztere sind die Fanatiker der Oberfläche, erstere die des verborgenen Sinns. Al-Qaida will der ganzen Welt eine *scharia* aufzwingen, die von den Assassinen abgeschafft werden sollte. Eine der wenigen Gemeinsamkeiten beider Bewegungen besteht darin, dass sich ihre Anführer in unzugängliche Bergregionen flüchteten. Eine andere besteht in ihrem Scheitern.

Die Liquidierung des Theologischen durch das Politische ist ein schwieriges Geschäft. Dabei sieht Meddeb das Dogma von der Gleichwesentlichkeit

des Religiösen und Politischen in jedem Kapitel der islamischen Geschichte eindeutig widerlegt. Natürlich war der Prophet des Islam auch ein Krieger und der Begründer einer politischen Stadt. Aber schon der Staufer Friedrich II. stellte nach Meddeb im Orient fest, dass hier die Trennung der Gewalten wohl gelungen sei. Als exkommunizierter Kaiser wusste er, wovon er sprach. So brachte Friedrich aus dem Orient die „westliche Monarchie“ mit und tat nebenbei das, was in den islamischen Ländern heute nicht zu gelingen scheint: sich nicht daran stören, dass die andere Kultur vorherrschend ist. Statt dessen übernahm er das Beste aus den beobachteten Formen politischen Denkens und Handelns und gliederte es in eine eigene Staatsform ein. Das war vor knapp 800 Jahren.

Selbst heute schaffen es die verwestlichten Führer islamischer Herrschaft nicht, die Tradition des Despotismus abzulegen. Die Bezugnahme auf den Westen wird dadurch verfälscht. Das Warten auf bürgerliche Freiheiten führt zur Enttäuschung. Die Anleihe bei der westlichen Kultur wird nicht zu Ende geführt und gerät zur Niederlage. Solche Niederlagen bereiten dem Extremismus den Weg, der sich dann gegen das Modell und nicht gegen seine verfälschte Umsetzung richtet. Indem die Islamisten das eigene Modell zur Alternative ausrufen, übersehen sie, dass das Scheitern der Demokratie auf dem Rückfall in den Despotismus basiert, auf dem auch ihr Modell beruht.

Doch Meddeb ist weniger Politiker als Poet. Als Frankophoner, als Tunesier, der in Paris lebt, prägt ihn die Poetik des Dazwischen. Dante wird wieder einmal bemüht, um zu zeigen, dass der Islam schon immer im Okzident enthalten war. Fast beleidigt wirkt der Autor bei der Klage, dass der Begründer der modernen Literatur die Großen des Islam irgendwo im achten Kreis der Hölle unterbringt, wo er doch so viel von den arabischen Denkern und Philosophen gelernt habe. Glücklicherweise sind die Zeiten vorbei, als jeder Hinweis auf den islamischen Einfluss bei Dante als kulturelle Spaßverderberei geschmäht wurde. Schließlich erlebte selbst Goethe mit Hafis seine Hijra, seine Auswanderung in die Dichtung des Islam, indem er die Liebe zu Gott mit den Stilmitteln der irdischen Liebe besingt und die geistliche Trunkenheit mit den Mittel profaner bacchischer Lyrik preist.

Die Krankheit des Islam gründet in der Manie und die scheint in der islamischen Geschichte immer wieder durch. Doch Meddeb kennt nicht nur die Diagnose, er weiss auch von einer Medizin. Die besteht in einer ganz eigenen Art von Fundamentalismus, in der Rückkehr zu einer gründlichen Kenntnis der Polemiken, Kontroversen und Debatten, von denen die islamische Tradition lebt. Heilung verspricht der Mut zum Schönen, Intelligenten und Kreativen im Islam, gerade da, wo die falsche Tradition sich widerspenstig zeigt. Aber es geht auch konkreter. Reformen sind nötig – im Rechtssystem, im Bildungssystem, in den politischen Systemen sowieso. Unterrichtsprogramme sollen vom alltäglichen Fundamentalismus befreit werden, Ausbildung ohne Bildung ein Ende haben. Gerade die kulturlos Gebildeten beschädigen das Humane am allermeisten. Man spürt beim Zuklappen des Buches den gegängelten Geist, aus dem solche Forderungen sprechen.

Bei Meddeb, wie auch bei Kepel und Kermani ist der Drang der Ereignisse und die Last der Emotionen immer gegenwärtig. Klare Analysen, eindeutige Positionen und stringente Argumentationsgänge findet man woanders. Der rote Faden ist aber auch gar nicht vorgesehen. Hier geht es um unvermittelte Einblicke, authentische Stimmungen, vergängliche Schlaglichter und subjektive Wahrheiten. Das hält mehr, als die meisten Fachbücher versprechen. Diese drei Bücher machen Angst, sie machen nachdenklich und manchmal wütend. Sie machen aber auch neugierig auf Mehr, auf das nächste Buch, den nächsten Artikel, das nächste Gedicht. Und sie lassen den Leser zurück mit der Ahnung, dass der Zugang zum Erlesenen des Islam über das Erlesen führt.